

# Überlegungen für eine Strategie der Gemeinwesendiakonie als Teil des kirchlichen Reformprozesses

*Angesichts von entstehenden Reichtums- und Armutsquartieren in Städten wird ein neuer Aufbruch von Kirche und Diakonie in den Wohnquartieren spürbar. Kirche findet Stadt. Hier ist Gemeinwesendiakonie gefragt. Cornelia Coenen-Marx, leitende Oberkirchenrätin des Referates Sozial- und Gesellschaftspolitik im Kirchenamt der EKD in Hannover, beschreibt Perspektiven und Aufgaben, die sich bei der Umsetzung des Konzeptes einer Gemeinwesendiakonie für Diakonie und Gemeinde stellen.*

## 1. Kleine Leute in der großen Stadt

„Kleine Leute in der großen Stadt“, heißt ein wunderbarer Bildband mit den Miniatur-Skulpturen von Slinkachu. Das Miniaturvölkchen, das er in London, Manchester oder Liverpool zum Leben erweckt, hat die Größe von Eisenbahnfiguren. Da sieht man ein Rettungsboot in einer Pfütze. Einen Winzling, der am Straßenrand versucht, ein Auto herbei zu winken. Kleine Leute, die Erdnussflips abtransportieren wie die Ameisen. Einen Mann, der mit einer Sicherheitsnadel ermordet wird. Die meisten allerdings werden diese Kunstwerke übersehen. Der Bildband zeigt die Situation der Stadt: Freiheit und Einsamkeit, Ohnmacht und Verlorenheit, das Schwinden gemeinsamer Referenzstrukturen, das Entstehen von Parallelgesellschaften und die unterschiedlichen Perspektiven auf den öffentlichen Raum. Was dem einen eine Pfütze, ist dem anderen der Ozean, in dem er ohne Rettungsboot ertrinkt. Eine Stadt

wie Frankfurt schlägt alle fünf Jahre ihre Bevölkerung um. Zugleich aber werden die gewachsenen sozialen Netze löchriger: waren es vor 10 Jahren noch 74 Prozent, die sich jederzeit auf Familie oder Freunde verlassen konnten, so sagen das heute nur noch 64 Prozent – so der 3. Freiwilligensurvey vom vergangenen Herbst. Zwischen den Stadtvierteln der Großstädte wächst die Segregation. Inzwischen lässt sich auf Karten verfolgen, wie sie Reichtums- und Armutsquartiere voneinander abgrenzen, aber auch verändern. Stadtteile, die gestern noch Randquartiere waren, werden morgen gentrifiziert und hip – nicht nur die mobile Mittelschicht verändert damit ihren Kontext, auch Hartz-IV-Empfänger werden zur Mobilität gezwungen. Und was in den Städten selbst geschieht, hat ein bundesweites Pendant: wer wollte München, Düsseldorf, Dresden oder Hamburg mit Bremen, Duisburg und Halle vergleichen?

Aufblühende Städte und Stadtteile – Leuchttürme des Urbanen – stehen neben verwüsteten Stadtlandschaften, in denen der öffentliche Raum verwahrlost, die öffentlichen Aufgaben drastisch reduziert werden – Theater und Schwimmhallen geschlossen, Brunnen abgedreht. Wenn es nicht zu einer neuen Aufgabenverteilung im föderalen Finanzausgleich kommt, wird sich diese Situation angesichts des demografischen Wandels, veränderter Familienstrukturen und der gesellschaftlichen Spaltung verschärfen. Das Schwinden der Erwerbsbevölkerung und Notwen-

---

digkeit, Frauen als Fachkräfte voll in den Arbeitsmarkt einzubeziehen, werden den Ausbau professioneller Care-Angebote in Erziehung, Bildung, Pflege, Betreuung unverzichtbar machen. Zugleich wächst der Finanzbedarf für Transfer-Einkommensbezieher in Hilfe zur Pflege und Sozialhilfe. Immer häufiger ist in jüngster Zeit von einer Spaltung der Gesellschaft die Rede – mit Blick auf die zunehmende Spreizung der Einkommen, die Teilung zwischen Erwerbstätigen und Hilfebeziehern, die Trennung in Bildungsgewinner und Bildungsverlierer, aber auch im Blick auf unterschiedliche ethnische Gruppen, Migranten und Autochthone. Während die Anforderungen an Mobilität wachsen, nimmt die Bedeutung der Herkunft wieder zu. Schichtzugehörigkeit und ethnisches Herkommen bestimmen in Deutschland den Bildungserfolg, die gesundheitliche Versorgung, den gesellschaftlichen Aufstieg, Gesundheit und Lebensdauer.

Der chronischen Finanzknappheit begegnen viele Städte mit forciertem Wettbewerb und mit Privatisierung in Bereichen, die bis vor 20 Jahren noch öffentlich finanziert wurden: in Infrastruktur, Verkehrssystem, Energie- und Wasserwirtschaft, Abfallbeseitigung und natürlich auch in Gesundheits- und Sozialwirtschaft. Möglich wurde das durch die Öffnung der Freien Wohlfahrtspflege für private Träger seit Mitte der 1990er Jahre, den Wegfall des Kostendeckungsprinzips und die Modelle kommunaler Steuerung, die eher der französischen *economie sociale* als der deutschen Tradition der Subsidiarität entsprechen – mit regionalen Budgets, Preis-/Qualitätswettbewerb der Anbieter. Aus Diensten

werden Dienstleistungen. Und an die Stelle öffentlicher Plätze treten Konsumtempel.

## **2. Kirche findet Stadt**

Von diesen Prozessen ist die Kirche nicht unberührt. Einerseits schwinden mit dem demographischen Wandel die Steuereinnahmen und mit der gesellschaftlichen Pluralisierung die Mitgliederzahlen. Andererseits haben sich auch diakonische Träger mit den Ökonomisierungsprozessen in der Sozialbranche gewandelt. Diakonie wird von vielen als Dienstleister wahrgenommen wie andere auch. Der Wettbewerb unter den Trägern hat sich verschärft. Und in vielen Städten schwindet die Zahl der Kirchen und Gemeindehäuser wie die der Theater oder Schwimmbäder. Diese Situation hat aber auch zu einer Gegenbewegung geführt – zu einem neuen Aufbruch von Kirche und Diakonie in den Wohnquartieren. Er passt zu dem Aufbruch der Bürgergesellschaft, die neue soziale Netze knüpft. Denn auch das zeigt der 3. Freiwilligensurvey: die Zahl der Menschen, die sich für öffentliche Aufgaben engagieren, nimmt zu. Von der Ich-zur Wir-Gesellschaft hat eine Wissenschaftlerin diesen Prozess genannt. „Kirche findet Stadt“ heißt das neue Projekt vom Diakonischen Werk der EKD und Deutschen Caritasverband, das von beiden Kirchen mitgetragen und vom Städtebauministerium gefördert wird. In den geförderten Standorten suchen und fragen wir nach der Rolle von Kirche für den Zusammenhalt im Quartier – nach der Zusammenarbeit von Kirche, Kommune und Zivilgesellschaft. Der Theologe Ernst Lange, der vor 40 Jahren die Ladenkirche in

---

Spandau gründete, hat damals schon vom Wohnquartier als dem Ensemble der Opfer gesprochen – hier, meinte er, fänden sich die Familien mit kleinen Kindern, alte, chronisch kranke und behinderte Menschen, die der neuen Mobilität nicht gewachsen sind. Sie brauchen ein Wohnumfeld, in dem sie sich zu Hause fühlen und ohne Schwellen bewegen können. Ihnen Beteiligung zu ermöglichen und Zugänge zu eröffnen, war für Ernst Lange Ziel aller Arbeit im Gemeinwesen. „Es ist der Beruf der Kirche, Menschen zu einem volleren Menschsein zu helfen, zu einem Leben im Licht ihrer Bestimmung zur Freiheit der Kinder Gottes“ schreibt er. Hier kommt das „Gemeinwesen“ in den Blick: „Hier wird konsumiert, auch öffentliche Meinung konsumiert, hier wird also gebildet und getragen, hier ist der Ort gegenseitiger Befreiung oder gegenseitiger Zerstörung in den Geschlechterbeziehungen, hier werden kleine Kinder erzogen oder deformiert, hier vereinsamen alte Menschen, grüne Witwen und enttäuschte Adoleszenten. Warum um Gottes Willen denkt die Kirche so gering von diesem Wirkraum?“

Heute geht es darum, die Kirche wieder neu im Stadtteilbewusstsein zu verankern – die Türen zu öffnen und Räume anzubieten, Milieus zu überbrücken und gemeinsame Erfahrungen zu gestalten, Andockpunkte zu bieten für Hilfe und für Engagement. In der Modellstudie des Sozialwissenschaftlichen Instituts konnten etwa 80 Projekte der „Gemeinwesendiakonie“ identifiziert und miteinander verknüpft werden. Der Begriff „Gemeinwesendiakonie“ steht dabei zunächst für eine stärkere Ori-

entierung diakonischer Angebote an sozialräumlichen Gegebenheiten, aber auch für eine vertiefte Zusammenarbeit von diakonischen Einrichtungen und Kirchengemeinden und schließlich für eine Öffnung kirchengemeindlicher und diakonischer Räume für andere zivilgesellschaftlich relevante Gruppen. Gemeinwesendiakonie lässt sich ein auf das milieu-übergreifende und interkulturelle Zusammenleben in Städten und Gemeinden. Und wenn es gut geht, dann ist „Kirche mittendrin“ in Kiez, Quartier und Viertel und übernimmt Mitverantwortung für dessen Entwicklung. Die Diakoniedenschrift der EKD mit dem schönen Titel „Herz und Mund und Tat und Leben“, die 1998 zum 150-jährigen Jubiläum der Inneren Mission veröffentlicht wurde, hat die drei wesentlichen neuen Perspektiven und Aufgaben bereits benannt. Es geht darum, die Distanz zwischen Kirchengemeinden und Diakonischen Diensten überbrücken, die Kontakte zu Betroffenen und zivilgesellschaftlichen Initiativen zu verbessern und ihre Bedarfe und Interessen besser wahrnehmen und schließlich die Vernetzung mit außerkirchlichen Initiativen im Gemeinwesen zu fördern. Mit diesem neuen Nachdenken über kirchliche Gemeinwesenorientierung und ein neues Verständnis von diakonischer Subsidiarität wurde ein Umdenken eingeleitet, das für Diakonie und Kirche erhebliche Herausforderungen birgt. Es geht um die Überwindung der Zielgruppenorientierung und Versäulung, die vor allem in der Diakonie bereits durch die Form der Refinanzierung festgelegt ist, aber auch um die Überwindung der Organisations-, Immobilien- und Finanzierungslogik, die die kirchliche Ver-

---

waltung ebenso prägt zugunsten einer neuen Kultur der Zusammenarbeit und um eine neue Sensibilität für die Aktivitäten anderer Träger, für ihre Stärken und die gemeinsamen Schnittstellen und schließlich um eine Haltung, die eher generalistisch als funktional, offen und lernbereit ist und sich des eigenen Profils, der eigenen Stärken bewusst ist. Es geht ums Dasein und Dableiben auch in den Umbrüchen.

### **3. Was die Kirche zu bringen hat**

Anders als die zumeist funktional und fachlich geprägten diakonischen Dienste sind Kirchengemeinden in ihrer territorialen Struktur immer schon auf das Gemeinwesen bezogen. Pfarrerinnen und Pfarrer, Kirchenvorstände und Ehrenamtliche leben im Stadtteil, sie kennen Schulen, Sportvereine, Arztpraxen und den Einzelhandel aus eigenem Erleben und können schnell und informell Anknüpfungspunkte finden. Manchmal müssen wir uns selbst in Erinnerung rufen, welches Sozialkapital Gemeinden mitbringen – an Kontakten, Netzwerken und Beziehungen, an symbolischen Orten und gemeinsam geteilter Geschichte mit Stadt und Quartier. Fast an jedem Ort gibt es Kirchen und Gemeindehäuser mit ungeheuren Möglichkeiten für eigene Aktivitäten oder auch zur Vermietung, und in aller Regel einen großen Vertrauensvorschuss, den es einzusetzen gilt. Der größte Schatz der Kirche aber ist ihre Vision, die Vision einer neuen Stadt, das Bild des neuen Jerusalem, in dem die Stadt zum Tempel des Lammes wird, wo die Opfer sich aufrichten und alle Tränen getrocknet werden und wo Altäre nicht mehr nötig sind. Wer unter dieser Per-

spektive auf die Wirklichkeit der Stadt schaut, bekommt einen weiten politischen Horizont. Natürlich stehen diesem weiten Horizont enge Bindungen gegenüber, Alltagserfahrungen, unter denen die Vision leicht zu einer Traumwelt mutiert. Auch die Kirche lebt in engen Grenzen. Die Pfarchie ist meist nicht identisch mit der Kommune, mit dem Wohnquartier oder dem Schulbezirk. Die konfessionelle Identität grenzt auch ab und macht es schwer, Menschen anzusprechen, die nicht dazu gehören. Und mit den finanziellen Möglichkeiten nehmen Professionalisierung und Wohnortnähe ab. Diakonie kann das kompensieren: sie hat sich zwar häufig von den Gemeinden abgekoppelt, aber sie hat größere Freiheitsspielräume, professionelle Dienstleistungen und darüber hinaus oft mehr Unternehmensgeist zur Projektentwicklung. Wenn es gelingt, beides zusammen zu bringen – Lebensweltorientierung und Professionalität, Dienstleistung und Sozialraum, Kirche und Reich-Gottes-Bezug, Orientierung an denen, die in die Gemeinde kommen und denen, die in der Stadt auf das besondere Engagement der Kirche warten, dann haben wir ungeheure Möglichkeiten. Dass wir uns auch wechselseitig blockieren können, muss ich nicht erwähnen. Ich konzentriere mich stattdessen auf kirchlichen Herausforderungen für eine Strategie der Gemeinwesendiakonie.

### **4. Was die Kirche neu lernen muss**

Die Pfarchie ist nur eine Sozialgestalt von Kirche, das haben wir in den letzten Jahrzehnten gelernt und in den verschiedenen Reformkonzepten festgehalten. Heute geht es darum, neu zu begreifen, dass die Pa-

---

rochie auch nur eine Gestalt des Gemeinwesens ist. Das Verhältnis von Kirche und Kommune ist lange nicht bearbeitet worden; die Kooperation mit der Kommunalpolitik, mit Sozial- und Jugendhilfeausschüssen, mit dem Baudezernat wurde oft an andere Ebenen oder eben an die Wohlfahrtspflege delegiert. Aber auch die Zusammenarbeit im Wohnquartier, das Verhältnis zu Schulen und Sportvereinen oder zur Feuerwehr muss neu in den Blick kommen. Ist die Kirche noch das Gegenüber zum Rathaus oder ist sie längst Teil der Zivilgesellschaft? Angesichts des Ausblutens von Kommunen und des Verlustes an Gemeingütern ist die Kirche gefragt, sich bewusst in einen Prozess einzubringen, in dem Subsidiarität neu gestaltet wird. Wie gehen wir um mit den kollektiven Gütern, die wir verwalten und gestalten können? Mit steuerfinanzierten Gemeindehäusern, mit Jugendclubs und Kindergärten, mit unserem öffentlichen Auftrag? Angesichts der wachsenden gesellschaftlichen Spaltung geht es darum, Zusammenhalt zu gestalten, Milieuerengung zu überwinden, für gerechte Teilhabe einzutreten. Darin nimmt die Ortsgemeinde ihren öffentlichen Auftrag wahr. Ganz konkret und durchaus politisch erinnert sie an „Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten“, wie es in der Barmer Erklärung heißt. Aber auch das Verhältnis von Kirche und Zivilgesellschaft ist neu zu beschreiben. Daran hängt die gesellschaftliche Verankerung der Kirche, ihre Gestaltungskraft für das freiwillige Engagement in der Gesellschaft, ihre Kooperationsfähigkeit. Gerade die Gemeinwendiakonie lebt von sozialen Netzwerken

und starken Ehrenamtlichen. Der kirchliche Rückzug aus der Fläche hängt auch damit zusammen, dass wir die Organisation noch immer in hauptamtlichen Strukturen, die Institutionen immer verbunden mit Immobilien denken.

Gemeinwendiakonie lebt von der Partnerschaft der Kooperationspartner und macht die Freiwilligen stark. Dazu gehört auch, dass den social Entrepreneurs in der Kirche Freiraum gegeben wird. „Wie sehen soziale Institutionen aus, die man als ‚Verkörperung‘ von Freiheit verstehen könnte?“ fragen die Stadtentwickler in ihrer Leipzig-Charta. Die Kirche der Freiheit kann dabei anknüpfen an die Bedeutung, die die diakonischen, missionarischen, Jugendverbände für die Entwicklung von Zivilgesellschaft im 19. Jahrhundert hatten. Dabei ist auch die Bedeutung von Religion für die Zivilgesellschaft, die im 19. Jahrhundert unübersehbar war, neu zu entdecken. Was bisher implizit bleiben konnte, weil es selbstverständlich und gegeben schien, ist dabei explizit zu machen – im Miteinander unterschiedlicher Konfessionen und Religionen, aber auch in der Diskussion mit säkularen Werten. Das gelingt in Citykirchen, bei Gottesdiensten anlässlich politischer oder gesellschaftlicher Anlässe. Ein leuchtendes Beispiel ist für mich die „Brücke“ in der Hamburger Hafencity – die kleine Kirche auf Zeit zwischen den schicken Neubauten und Hochhäusern ist offen für jedermann und wird getragen von einer kleinen Kommunität – aber sie ist vernetzt zu Unternehmen und Stadt, zu Gewerkekreis und Neuzugezogenen, zu Schulen und Ökumene, ein gefragter Mittler und deutlich erkennbar in ihrem Profil

---

und Engagement. Gemeinde als Familiaritas muss auch an anderen Stellen wieder entdeckt werden. Der 3. Freiwilligensurvey zeigt: Gefragt sind Engagementmöglichkeiten für mobile Singles, Orte, an denen das Miteinander der Generationen erfahren werden kann, Plattformen jenseits der Versäulung, das Gemeindehaus als Mehrgenerationenhaus. Ich glaube, die Bedeutung von Teams und Gruppen, auch von Gemeinschaften wird wieder zunehmen – in Städten, in denen der Einzelne das Gefühl hat, nicht verwurzelt und verankert zu sein, um Heimat ringen zu müssen. Hier gilt es, Heimat zu gestalten, sich zu beteiligen und zu vernetzen und die Kirchen zu öffnen, damit sie neu zur Mitte des Lebens werden.

## 5. Schritte auf dem Weg

Die Idee der Gemeinwesendiakonie ist anschlussfähig an die Kirchenreformdiskussionen wie an aktuelle gesellschaftliche Fragestellungen. Ich nenne als Beispiele:

- Die Entwicklungsherausforderungen für die Kirche im ländlichen Raum wie in der Großstadt sind in EKD-Texten dargestellt, aber der Brückenschlag der Gemeinwesendiakonie-Bewegung zu Landpastoral, Cityarbeit und Großstadtdiakonie braucht noch einige Anstrengungen. Mein Eindruck ist: die verschiedenen Gruppen verfolgen noch unterschiedliche Handlungsstrategien – die einen eher religiös-kulturell orientiert, die anderen auf Kommune und soziale Arbeit bezogen.
- Die quartiersbezogene Entwicklung in den diakonischen Handlungsfeldern wie Pflege oder Armutsprojekte, Familienbildungs- und Beratungsarbeit ringt noch um die Kooperation mit Kirchengemeinden.

Hier wird noch schmerzlich spürbar, dass die Fachleute und Generalisten in „Kirche und Diakonie“ verschiedene Sprachen sprechen, selbst wenn sie dieselbe Bewegung mitgestalten. Ähnliches gilt für den Auftrag, in den Gemeinden neu über Inklusion nachzudenken, auch über die Inklusion behinderter Menschen. Dazu hat der Rat der EKD kürzlich eine Ad-hoc-Kommission mit Vertreterinnen und Vertretern aus Diakonie, Gemeinden und Bildungsarbeit berufen.

- Für viele dieser Fragen ist die strategisch wichtigste Ebene der Kirchenkreis bzw. das Dekanat oder die Propstei. Fast alle Kirchenreformprozesse wollen diese mittlere Ebene stärken und auch die EKD wird im Rahmen der Reformdekade nächstes Jahr eine Station für diese Akteure gestalten. Meist ist dabei noch im Wesentlichen die verfasste Kirche im Blick. Gemeinwesendiakonie aber lebt von der strategischen Vernetzung aller, auch der diakonischen Kompetenzen auf der mittleren Ebene – und muss zugleich Gestaltungsanreize für das Quartier setzen.
  - Denn das Quartier braucht Entrepreneure und Freiwillige, Generalisten und Netzwerker, Freiraum zu Gestaltung und Finanzen für Modellprojekte – und eine gute und professionelle Begleitung durch die mittlere Ebene mit Zeiten zur Reflexion und Weiterbildung. Was im Quartier an Innovation wächst, braucht Respekt – und auch keine schlechtere Bezahlung als die Fachdienste. Wenn die Kirche im Dorf bleiben soll, müssen wir die Menschen, die dort haupt- und vor allem ehrenamtlich arbeiten, noch mehr wertschätzen und endlich groß von diesem Wirkraum denken.
- *Cornelia Coenen-Marx, Hannover*